

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 22.

Mittwoch, 27. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Roman von Erik Slowronne.

Die Aufregung hatte sich gelegt. Der Forstmeister ließ sich alles, was in seiner Abwesenheit vorgefallen war, erzählen. Das Gespenst auf der Schonung, die Völlerei an der Aschwone, die Entlarvung und die Flucht des „Barons“, die Geschichte der Jagdverpachtung. . . . Die Bauern hatten es richtig durchgeführt. . . . Die Bauern hatten es richtig durchgeführt, daß der Schulze ihnen für ein Jahr den Pachtbetrag nach dem Gebot des Barons bezahlen mußte. „Das schadet ihm gar nichts“, meinte der Forstmeister lachend. „Das wird ihm eine heilsame Lehre sein. . . .“

In Dietrichswalde war Aufregung und Sorge eingeleitet. . . . Daumlehner war abgestürzt. . . . Reichenbach hatte ein langes Telegramm geschickt. Er hatte mit Daumlehner eine Überlandsfahrt von Königsberg bis an die Schweizer Grenze gemacht. . . . Alle deutschen Rekordts waren geschlagen. . . . Beim Landen war die Laube, kaum fünf Meter über dem Erdboden, zur Seite abgerutscht, Reichenbach hatte sich durch einen Sprung gerettet und war mit einer kleinen Verletzung davongekommen. . . . Daumlehner war unter die Maschine geraten, die ihm beide Beine gebrochen hatte. . . . Viel bedenklicher war die Gehirnerschütterung, die er davongetragen hatte. . . . Er lag im Krankenhaus in Windau am Bodensee. . . . Der alte Graf Zeppelin war zufällig bei der Landung dazu gekommen und hatte ihn selbst in seinem Auto dorthin gebracht. . . .

Sofort setzte sich Erna auf die Bahn und fuhr zu ihrem Verlobten. Der Mutter gegenüber, die ihr vorhielt, das habe sie schon lange kommen sehen, benahm sie sich sehr tapfer.

„Ja auch, liebe Mutter“, erwiderte sie fest. „Darauf mußte ich vom ersten Augenblick an gefaßt sein. Und ich bin es gewesen, die ihn immer aufgefordert hat, nicht zu ermüden und das Höchste zu wagen. Das habe ich für meine Pflicht gehalten, ihm nicht den Klok ans Bein zu binden. . . . Jetzt werde ich ihm dafür die Treue halten. . . . und wenn bloß ein Schatten von meinem stolzen Walter übrig bleibt, ich heirate ihn.“

Herr von Reichenbach wurde durch ein dringendes Telegramm nach Starrischnen beordert. Er kam, den linken Arm in der Binde. Der Schwiegervater empfing ihn auf dem Bahnhof.

„Ja habe die Visbeth mit Absicht zu Hause gelassen, um dir zu sagen, daß du die Ohren steif halten sollst. . . . Die Frauenzimmer sind ja ganz aus dem Häuschen. Aber ich halte dir den Daumen. . . . Laß dich nicht unterkriegen. . . .“

„Ohne Sorge, lieber Papa. . . . Ich werde nicht fahnenflüchtig.“

Der Empfang in Starrischnen war derart, daß Guido seine Erwartungen und Befürchtungen weit übertroffen sah. Die Frau Schwiegermama stellte ohne Umschweife nach den ersten Begrüßungsworten die Bedingung, daß er sofort seine Verlobung in die

Front beantragen und sich ehrenwörtlich verpflichten müsse, bis dahin nicht mehr zu fliegen.

„Du gestattest wohl, daß ich mich erst mit meiner Braut darüber bespreche.“

„Nein, das ist durchaus nicht nötig, meine Tochter ist mit mir vollkommen einverstanden. . . . Elinor, du wirst meine Worte bestätigen.“

Eine Palastrevolution war in Starrischnen ausgebrochen. Herr von Grumkow hatte, statt seiner Gattin beizupflichten, den Schwiegerjohn unter den Arm genommen. „Komm Guido. . . . Wir wollen erst mal einer guten Flasche den Hals brechen. . . . Hast du ein Fahrzeug in Königsberg? Ja. . . . Na, denn fahren wir morgen in die Stadt der reinen Vernunft und fliegen ein bißchen spazieren.“

Frau von Grumkow hatte nicht nur bei ihrem Manne, sondern auch bei ihrer Tochter die Grenzen ihrer Macht überschätzt. . . . Denn nachdem sie eine halbe Stunde ihrer Tochter Vernunft gepredigt hatte, stand Visbeth auf und ging zu den Männern, die vergnügt bei einer alten Flasche Rheinwein plauderten. Guido sprang nicht etwa auf, um sie freudig zu begrüßen. . . . Nein, er blieb ruhig sitzen und erzählte weiter von der prächtigen Fahrt. . . . Er streckte nur die linke Hand nach Visbeth aus und zog sie an seine Seite. . . .

„Unten auf der Erde“, sprach er ruhig weiter, „lauert die Lücke auf uns. . . . Hoch oben in der Luft, je höher desto besser, fahren wir wie Könige dahin. . . . Hoch erhaben über alles Menschenwerk, was auf der Erde kriecht. . . . Erst beim Landen wird's gefährlich und am meisten durch die Unvernunft der Menschen. Der Unglücksfall wäre gar nicht passiert, wenn nicht Walter im letzten Augenblick eine scharfe Wendung hätte machen müssen, um nicht drei Menschen totzufahren. Dafür muß er jetzt mit seiner Gesundheit büßen.“

„Ja, weshalb fährst du immer nur als Begleiter“, fragte Visbeth zaghaft. „Der Walter heimst alle Ehren ein und du wirst immer bloß so nebenbei genannt.“

„Da hast du recht. . . jeder wird nach seinem Verdienst bewertet. Aber morgen steige ich zu einem Überlandflug auf, wenn ich einen Begleiter finde, der mir die verantwortliche Aufgabe abnimmt, die ich bisher immer für Walter geleistet habe. Wenn das Wetter einigermaßen günstig ist, wiederhole ich den Flug.“ Er zog sie auf seine Knie und küßte sie herzlich ab. Als die Mutter eine halbe Stunde später zu Mittag bitten ließ, mußte sie einsehen, daß sie die Schlacht verloren hatte. Reichenbach fuhr als Sieger ab. Visbeth fand es nicht für nötig, ihrer Mutter mitzuteilen, daß ihr Verlobter schon die Bestallung als Leiter eines militärischen Flugplatzes in der Tasche hatte, wo er nicht mehr zu fliegen brauchte. . . .

Eines Tages kam Mooslehner nach Beschfallen.

„Na, was führt Sie denn zu mir, Sie haben sich ja so in Wids geschmissen.“

„Ich komme, Sie um Rat zu fragen. Soll ich oder soll ich nicht?“

„Wollen Sie das nicht erst an den Knöpfen abzählen. Na ja, was soll das heißen? . . . Mit mir muß man Vitauisch oder Deutlich reden.“

„Sie wissen ja schon, was ich will, Beschälene. . . Sie sollen für mich anfragen.“

„Ja, das glaube ich, das könnte Ihnen so passen. Die jungen Herren werden immer bequemer. Jetzt heißt es bloß, Georginne Jahr hin, mach die Sache ab und dann komme ich. . . . Nein, nein, Herr Mooslehner, ich brauche keinen Kuppelpeß mehr. . . . Ich habe mich zur Ruhe gesetzt.“

Der Grünrock machte ein ganz verzweifletes Gesicht. „Können Sie mir nicht wenigstens sagen, ob meine Bewerbung nicht von vornherein aussichtslos ist?“

„Ja, das weiß ich nicht, lieber Mooslehner. Ich weiß ja noch gar nicht, wen Sie heiraten wollen.“

„Na, wenn denn? Die Wera!“

„Die Wera. . . ? Die hat doch einen Mann.“

„Ach, Beschälene, ich lasse mich doch nicht dumm machen. Daran habe ich nie geglaubt. . . . Wissen Sie, was ich denke? Der kleine Junge braucht einen Vater, weil er noch keinen hat. Ich frage nicht danach, denn ich habe das Mädchel lieb. . . . Und ich habe kein Recht, ihr vorzuhalteln, daß sie vor mir einen anderen lieb gehabt hat. . . . Ich will auch gar nichts wissen, als was sie für nötig hält, mir zu erzählen.“

„Dieber Mooslehner, so spricht man im Rausch, wenn man verliebt ist. . . . Später kommt es anders. . . . Das muß man sich alles vorher überlegen. . . . Ich weiß nicht, wie die Männer darüber denken, aber ich würde mir das doch überlegen, wenn solch Mädchel von einem Arm in den anderen geflogen ist.“

Mooslehner sprang auf, hochrot im Gesicht. „Beschälene, das dürfen Sie von Wera nicht sagen, das ist unwahr. . . das ist ganz ausgeschlossen. Die ist nicht von einem Arm in den anderen geflogen. Die hat ein schlechter Mensch betrogen.“

Beschälene drückte ihn auf den Stuhl nieder, legte ihren Arm um seinen Hals und küßte ihn auf den Scheitel. „Ruhig, Mooslehner, ruhig! Sie haben die Probe bestanden. Sie können der Wera ihre Hände unter die Füße legen. Sie wissen doch von dem Aufstand in Bivland, wo die Bauern alle Schlösser zerstörten und niederbrannten?“ Sie hatte ihre Wange auf seinen Kopf gelegt. Leise sprach sie weiter.

„In der Nacht, die ihnen allen den Tod bringen mußte, hat sie vor Gott mit dem Mann, den sie liebte, den Bund geschlossen. Er wurde gesegnet, aber der unerforschliche Rathschluß Gottes nahm den Mann hinweg. . . . Er fiel im Kampf gegen die Aufrührer. . . . Das hat ihr die Seele verflört. . . . Sie sieht das als Strafe des Himmels an.“

Mooslehner hatte ihre beiden Hände gefaßt und geküßt. „Beschälene, Sie sind ein Engel. Würden Sie es mir übel nehmen, wenn ich jetzt spornstreichs in die Försterei laufe?“

„Das haben Sie nicht nötig. Die Makunischter Kommen heute alle zu mir. Bleiben Sie ruhig hier. . . . Ich habe noch in der Wirtschaft zu tun. . . . Oder kommen Sie mit, damit Ihnen die Zeit nicht lang wird. Nun seien Sie man ganz vernünftig und ruhig. Ich will es Ihnen verraten, daß Sie keinen Korb bekommen werden. Sind Sie jetzt mit Ihrer zukünftigen Großmutter zufrieden?“

„Wo ist denn der Mooslehner geblieben und die Wera?“ fragte der Forstmeister, als es zum Abendbrot ging.

„Ach, die haben keinen Appetit und haben auch keine Zeit. . . die haben sich was zu erzählen“, erwiderte Beschälene mit einer Stimme, der man die

Aufregung anmerkte. . . . „Wir wollen man ruhig essen. Dabei können wir auch auf das jüngste Brautpaar anstoßen.“

Erst eine ganze Weile nach Abendbrot wurde Wera sichtbar. Ihre Augen leuchteten. . . . Zuerst ging sie zur Beschälene, kniete vor ihr nieder und küßte ihr die Hände. Dann warf sie sich dem Großvater an die Brust.

Mooslehner war weggegangen. Er hatte sein Gewehr mitgenommen und war hinausgegangen in den Wald, um seinem ältesten Freund, der ihn so oft in Bangen Zweifeln gesehen und mit seinem Flüstern und Brausen zur Ruhe gemahnt hatte, sein Glück zu verkünden. — — —

— Ende. —



Scharfblickende Menschen sehen sich häufig in die Lage versetzt, ein Auge zudrücken zu müssen.

Gert. u. d. Wolff-Dirschberg.

Brief einer freiwilligen Krankenpflegerin.

— — — Eine stillere Abendstunde will ich dazu benutzen, Ihnen von dem Leben hier zu erzählen.

Wir sind hier in Sedan auf verschiedene Lazarette verteilt worden. 18 von uns speziell hier oben auf die alte Festung, die 1870 geschleift wurde. Wir haben einen wunderbaren Blick auf die alte Stadt und sehen weit ins Land hinein auf weite Wiesen, die größtenteils überschwemmt, die Maas mit ihren zahlreichen Windungen, auf die Täler und Berge. Und alles ist nebelig und trübe. Wir machen hier eine regelrechte Regenzeit durch. Die Erde ist aufgeweicht; die Forststraßen in der Umgegend sind unergründlich, geschweie denn die Weege draußen im Land. Das Ganze bietet ein Bild voll Traurigkeit.

Alte und neue Kasernen sind zu Lazaretten eingerichtet worden, teilweise in unserem Barockstil erbaut, nicht unterkellert und einstöckig. Die Pflege erfordert die größte Sauberkeit, doch muß man sich hier mit dem Krimitivsten zufriedengeben. Es ist ja nicht mal genug Wäsche da für die Soldaten, daß sie frisch angezogen werden können; die Menschen liegen in den Sälen eng zusammen. Wir haben in unserm Bau die Schwerkranken. Die Pflege ist schwer. Wir sind alle dreimal eingepfist worden. Wir arbeiten mit Kaiserwerter Diakonissinnen zusammen. Die schon ein Vierteljahr länger in der Arbeit stehen. Als wir ankamen, haben wir am nächsten Tage die dritte Diakonissin beurlaubt.

Ich habe auf Wunsch die Küche übernommen. Wir kochen zu Dritt für 270 Personen. Ich habe eine Küche für mich allein, wo ich auf einem Herd 30 Diätkosten kochte. Alles andere wird in großen Kesseln gekocht, von denen sechs die Schornsteine durch eine zerbrochene Fensterscheibe ins Freie führen. In meiner Küche sind noch zwei solcher Feuerstellen, in der andern Küche fünf. In meiner Küche habe ich nur Petroleumlicht, eine Stallaterne über dem Herd. — Sanitätsmannschaften, einzelne Soldaten, die ihre Lieferungen täglich abgeben, werden auch bei uns verpflegt; es ist ein Kommen und Gehen. Groß Franzosenfranken helfen bei der großen Arbeit. Alles Wasser muß getragen werden. Die Franzosen sind im größten Mangel, und schwinde und faul, und stehlen wie die Raben. Mein Französisch kommt mir gut zustatten. — Unsere Stationsärzte sind meist noch ziemlich jung. Wir haben einen besonders netten Oberstabsarzt aus Frankfurt. Es ist angenehm, wenn die Vorgesetzten so sympathisch sind. Früh um 1/27 Uhr beginnt der Tag. Wir sollen eigentlich jeden Tag an die Luft gehen, können es aber oft nicht. Abends um 8 Uhr übernimmt die Nachtwache die Küche. Es ist eben immer zu tun.

Wir haben ein schönes Weihnachtsfest gefeiert. Nachmittags hatte ich Kreppel gebacken und dazu einen kleinen Teeputsch gemacht. Einen Tannenbaum hatte ich für die Küche besorgt. In jedem Saal war ein Baum für die

Patienten, und jeder hat seinen Saal mit Liebesgaben bekommen. Um 5 Uhr war Bescherung, da haben sie alle gesungen wie die Kinder. Um 6 Uhr zündete ich meinen Baum an, und jeder, der um die Zeit in die Küche kam, bekam Punsch und Kreppelein. In der Stunde ist es immer am beschüttesten bei mir, weil das Krankeneffen durch Sanitäter und Schwestern geholt wird; auch Soldaten, die, zum Garnisondienst kommandiert, Lieferungen haben, kommen um die Zeit. Es war ein eigenes Weihnachtszimmer! In dem alten Gewölbe der brennende Tannenbaum, der Herz mit der Stallaterne und die Schwestern und Soldaten ein- und ausgehend. Um 9 Uhr haben wir Schwestern mit den Diakonissinnen eine Feier gehabt. Ein schlichter Saal mit Zementfußboden und Kalkwänden, Tischen und Bänken — der Ekkaal — rings um den Saal laufen Vorde, die waren mit Tannen geschmückt, und ein Licht am andern. Ein großer Tannenbaum mit vielen Lichtern. Für jede Schwester einige Liebesgaben aus der Heimat. Für jede Schwester ein Bild des Kaisers in Feldgrau. Der Pfarrer hielt eine Andacht und wir sangen die Weihnachtslieder. Als wir unsere Gaben betrachteten, wurden wir durch einen wunderschönen Chor erfreut. Patienten sangen mehrstimmig vor der Tür ein Weihnachtslied und ein Soldatenlied: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtet mir zum frühen Tod“. Der Gesang zu dieser Stunde und an diesem Ort war überwältigend; diese Stunde wird keiner von uns im Leben vergessen.

Nach zwei Richtungen hin kann man auf die Schlachtfelder gelangen. Das Gelände ist schwierig durch die vielen Berge und die dichten Wälder und dann die Kässe. Die Berghänge, die gestürzt, sind grundlos durch den furchtbaren Regen; da sieht man die großen Verwüstungen der Granaten, große Löcher und Tannenzwiesel und Baumkronen geknickt. Der Weg ist besät mit französischen Kleidungsstücken. Man sieht Uniformen, Duzende von Tornistern, Feldflaschen, Bandagen, Lederzeug, zerbrochene Gewehre usw. Viel hat man gesammelt, was noch zu brauchen war. Aber es sieht noch unheimlich wüst da über all aus. Kommt man oben auf die Höhe, so findet man auf dem Plateau die Grabenränder mit schlichtem Kreuz geschmückt. Zehnhausen sind es. In einem Grab liegen 40, 50, 60 Gefallene. Die Inschrift zeigt, ob es Deutsche oder Franzosen sind. Von der Höhe sieht man weit ins Land auf die zerstörten Dörfer hinunter.

Eine interessante Tour machten wir mit unserem Arzt. Wir suchten auf einer der Höhen ein Schloß auf, das mitten in einem herrlichen Park steht, hoch oben auf einem Berg, über den die Schlacht dahingetobt ist. Das Schloß ist zerstört, und im Park hat ein Bajonettkampf stattgefunden. Unter den Tannen liegen die Gefallenen; auf einem Friedhof kann es nicht schöner sein.

Wir haben bis vor einigen Tagen zu 18, in einem Saal geschlafen. Jetzt sind wir drei Küchenschwestern in den alten Bau gezogen, in einen Raum neben der Küche. So kommen wir doch eher mal ein bisschen zum Ausruhen. Die Wände sind etwas feucht, auch der Zementfußboden, doch unser kleiner Ofen tut sein Möglichstes. Ich schlafe auf meinem Strohsack ausgezeichnet nach der getanen Arbeit. Es ist sehr dankbar, in der Küche zu arbeiten, wenn auch mit das Schwerste hier. Gern möchte man manches besser geben, als man kann. Fleisch und Brot haben wir immer genug, nur ist das Brot oft schlecht gebaden und zu frisch. Da tun einem die Kranken leid; der Zwieback geht oft aus, da er nur als Liebesgabe geschickt wird. Kartoffeln haben wir eine Zeitlang nicht gehabt, da mußten wir von Reis leben; die Kartoffeln sind auch oft kochschlecht, haben Frost gekriegt und sind faul. Da heißt es, alles zusammenhalten, daß es reicht. Die Franzosen bekommen in der Stadt nichts mehr an Fleisch, Milch und Brot, es wird alles von den Deutschen requiriert. Sie sind in Not. Sie freuen sich, wenn sie sich hier etwas verdienen können und ihr Essen haben.

Sehr viel Freude würden Sie hier durch ein Paket Hemden machen, ich weiß ja, wie gern Sie helfen. Die Kranken haben oft wochenlang dasselbe Hemd an. Stellen Sie sich das vor bei Fieber und Nachtschweiß. In der Front haben sie genug, da haben sie Hemden und Strümpfe im Überfluß. Aber in den Stappenlagarettten da fehlt es oft am Mäßigsten!

Für heute muß ich schliefen. Es ging in großer Eile, aber ich wollte es doch wahrnehmen, wo wir unser kleines

gemütliches Zimmer jetzt haben, wo ein Tisch steht zum Schreiben. Bis jetzt habe ich nur Briefe nach Hause geschickt, meist nur mit Bleistift geschrieben. — Das Einleben ist mir ganz gut gelungen. Ich bin glücklich, hier meinen Posten gefunden zu haben. Allmählich gewöhnt sich der Körper auch an diese besonderen Verhältnisse hier.

Vor einigen Tagen ging die Liste in unserem Lazaretttrupp herum für das nächste Vierteljahr. Ich habe mich auf weitere drei Monate verpflichtet. — — —

22 ≡ Bunte Welt. ≡ 22

Aus der Kriegszeit.

Zeitgedanken!

Zum nahen West, zum fernem Ost
Jog's meinen Geist ins Schlachtfeld hin;
Dort sah ich unsre braven Treu'n
In heil'gem Heldennul' erglüh'n.

Ich sah, wie die Granaten flogen
Und graue Wolken stiegen auf. —
O Himmel! welch ein fürchterlich Toben,
Wie lang noch dieser Schreckenlauf? —

Verderbenbringend Flammenmeer!
Von falschem Heuchlervolk entfacht. —
Nicht doch schreckt echt Germanenblut
Des Feuers Schein — des Schlachtfelds Nacht.

Wohl hat zerstört des Feuers Kraft
So manches Glück — soviel der Freud; —
Doch deutscher Sinn und deutscher Mut
Für Freiheit nicht der Opfer scheut!

Drum all ihr Lieben, die daheim
Ihr wermet um verlorenes Glück —
O seht! In ew'gem Glorieuschein
Strahlt „Liebe“ immer euch zurüd!

Vom Heldengrab in fremder Erd',
Da kommt ein Grüßen fromm und leis:
„Ich liebte euch! Drum gab ich gern
Mein Leben als des Sieges Preis!“

Wiesbaden.

Elisabeth Vast.

Andacht im Schützengraben! Daß wir Krieger im Schützengraben nicht nur nach dem Feind ausspähen und jedem sich zeigenden Franzmann mit trefflicherer Hand und gleicher Büchse eins auswaschen, sondern auch dem zur rechten Zeit die Ehre geben, der unsere Waffen bisher so siegreich geführt hat, davon soll eine kleine Feier Zeugnis abgeben, die wir am 10. Januar abhielten. Seit dem 2. Januar lagen wir nach kurzer Ruhe wieder in der vordersten Gefechtslinie. Einem unserer katholischen Unteroffiziere war von seinem heintischen Seelsofger ein „Kriegsgebetbüchlein“ zugesandt worden, und in dem Begleitschreiben war die Nachricht enthalten, daß am 10. Januar in allen katholischen Kirchen Deutschlands ein Wittgottesdienst stattfinden solle, und die Krieger im Felde dranhin wurden aufgefordert, sich im Geiste daran zu beteiligen. Wenn irgendwo, so spielt im Felde der Konfessionsunterschied gar keine Rolle, und so beschloß unser Zugführer, Herr Witzfeldwebel W. — im Zivilberuf Beamter an der Kgl. Polizeidirektion zu Wiesbaden — eine gemeinsame Andacht für seinen Zug zu veranstalten. Dieselbe war auf 1/2 Uhr mittags festgesetzt und sollte in einem großen Unterstand, der ziemlich Sicherheit gegen Granaten bietet, stattfinden. Kurz vor der festgesetzten Zeit eröffnete jedoch der Feind ein starkes Artilleriefeuer auf unsere Stellung, was uns zwang, längere Zeit in unseren Erdlöchern zu verweilen. Mit Verspätung fanden wir uns an der bezeichneten Stelle ein. Glücklicherweise hatten wir keine frischen Verluste zu verzeichnen gehabt, aber die bangen Minuten, von denen jede unsere letzte hätte sein können, war wie geschaffen dazu, unser Gemüt für die geplante Andacht empfänglich zu machen. Als wir alle versammelt waren, entzündete ich eine Kerze, die den großen dunklen Raum nur schwach beleuchten konnte, aber gerade in diesem Halbdunkel wirkte die ganze Feier um so mächtiger. Im Halbkreis umstanden wir Herrn Feldwebel W., als er die Andacht eröffnete. „Liebe Kameraden“, so sprach er ungefähr, „in ganz Deutschland findet

heute auf Veranlassung der katholischen Kirche ein großer Wittgottesdienst statt. Millionen von Händen falteten sich heute in unserer geliebten Heimat in frommem Gebet zu dem Allmächtigen, um den Sieg für unsere Waffen zu erwirken und vor allem ihn zu bitten, daß er uns behüte und beschirme und glücklich zurückführe. Ich selbst bin evangelisch, fuhr Herr Feldwebel W. fort, „aber der Gedanke einer allgemeinen Witt- und Beistunde muß in dieser Zeit jeden Deutschen sympathisch berühren. Wir, die wir hier draußen so nahe vor dem Feinde stehen, wir fühlen es ja am besten, wie wir stündlich von Tod und Gefahren umringt sind — das habt ihr ja eben erst wieder erfahren — und deshalb habe ich euch zusammenrufen lassen, um in Gedanken mit euch mit den Vetern in der Heimat vereint zu sein.“ Nach diesen Worten sangen wir mit gedämpfter Stimme die erste Strophe von dem alten und doch ewig neuen Kirchenlied „Großer Gott wir loben dich!“ Als der Gesang verklungen war, las unser Feldwebel aus dem „Kriegsgebetbüchlein“ ein „Kriegsgebet“ vor, in dem „der Herr der Heerscharen“ gebeten wurde, unsern Kampf für die gerechte Sache weiterhin zu fördern, uns in Not und Gefahren beizustehen und uns bald einen glorreichen Frieden zu verleihen. Hierauf wählte er aus demselben Büchlein ein „Gebet für die Viechen in der Heimat“, was uns allen wohl am meisten zu Herzen ging; denn ein jeder von uns war ja „mit rauher Hand durch den Krieg aus dem Kreise seiner Lieben fortgerissen“ worden. „Herr bewahre sie während unserer Abwesenheit und laß uns gesund zu ihnen zurückkehren“, das war der Kernpunkt des Gebetes. Als Abschluß der Feier wurde das Vaterunser gesprochen, und mit einem „Ich danke euch, Kameraden!“ entließ Herr Feldwebel W. seinen Zug. Wenn es auch nur eine kurze Andacht war, so wirkte sie doch durch Ort und Umstände machtvoll auf uns. Die meisten Kameraden waren, wie unser Feldwebel selbst, tief ergriffen, und mehr als einer ging nachher zu seinem Regimentsführer und dankte ihm für diese Gebetsstunde im Schützengraben, 350 Meter vor dem Feinde.

G. B.

Was die Franzosen während des Krieges lesen. Eine französische Zeitung hat eine Umfrage veranstaltet, um zu wissen, was man in Frankreich während des Krieges liest. Es versteht sich von selbst, daß in diesen Zeiten an erster Stelle die Tageszeitungen mit ihren Nachrichten über den Krieg, den Erläuterungen der kriegerischen Ereignisse, ihren Schilderungen von ruhmvollen Taten und kleinen Begebenheiten aus dem Kriege stehen. Aber man liest auch anderes, weil man überraschenderweise in der Kriegszeit viel liest. Die öffentlichen Bibliotheken geben hier wertvolle Anhaltspunkte. Junge und Alte, zum Kriegsdienst Einberufene und andere, alle kommen hierher, um Ablenkung zu suchen, und es scheint fast, als ob die großen Erinnerungen der Vergangenheit den Mut in der Brust der Kämpfer von früher und derer, die morgen zur Front gehen, beleben sollen. Sie machen sich mit allem vertraut, was den Feind angeht, mit seinen Sitten, seiner Widerstandskraft, mit der Größe seiner Heeresmacht usw. Die Werke der Militärkritiker haben nicht nur für die Spezialisten Wert, sie sind eine allgemeine Lektüre geworden. So verlangt man besonders die inhaltsreichen Schilderungen von Jules Huret und von Georges Bourdon über das Deutsche Reich, Werke über den Kaiser, und auch gewisse Bände, die in den verschiedensten prophetischen Formen das Ende der Hohenzollern und der deutschen Herrschaft ankündigen, gleich als wollte man aus ihnen Trost schöpfen gegenüber den Schwierigkeiten der wirklichen Lage. Merkwürdig ist das Interesse, das man für Wilkes „Aus einer kleinen Garnison“ an den Tag legt; die preussischen Offiziere, deren Leben da in unfreundlicher Weise geschildert wird, könnte man ja jetzt aus größerer Nähe kennen lernen. Sehr in Aufnahme sind die Romane von Erdman-Chatrion gekommen, die heute fast so stark gelesen werden wie vor 40 Jahren. In den Buchhandlungen machen sich dieselben patriotischen Bedürfnisse geltend wie in den Bibliotheken. Man kauft die Bücher über die Revolutionskriege und über die Zeit Napoleons, über den Krieg von 1870, über die Belagerung von Paris, über die Luftschiffahrt, über die deutschen Militärverhältnisse und auch über das französische Heer. Werke, die schon ziemlich vergessen waren, erscheinen heute wieder in den Auslagen: „L'Année terrible“ von Victor Hugo, „Souvenirs“ von Francisque Sarcey, „Iddies Kruffens“ von Théodore de Banville, Dichtungen von François Coppée und ganz besonders die „Chants du Soldat“

von Deroulde. Man geht aber auch noch weiter und kauft sich Geographiewerke und alte Karten, um das beliebte Spiel der Neuverteilung der Grenzen auf „historischer“ Grundlage treiben zu können.

Knaben und Mädchen an der russischen Front. „Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg sammelt alle Arten gedruckter und ungedruckter Eindrücke vom Kriege, Tagebücher, Berichte und Erzählungen und will sie später veröffentlichen. Erst dann wird man sehen, in welcher außerordentlich großer Anzahl die Kinder in Rußland in diesem Kriege mitgekämpft haben.“ Diese Behauptung stellt Stephen Graham, der lange Zeit in Rußland gelebt hat und sich während der ersten vier Monate des Krieges dort aufhielt, in einem Artikel auf, der uns wahrhaft „russische Zustände“ enthüllt. Danach gibt es kaum eine Schule in Rußland, aus der nicht Knaben in den Krieg fortgerannt sind. Hunderte von Mädchen haben sich in Männerkleidung in das Heer einreihen lassen und mitgekämpft. All dies erklärt sich daraus, daß „die ärztliche Untersuchung bei der Ausmusterung in Rußland nur eine Formalität bedeutet, die vielfach sehr nachlässig gehandhabt, meistens ganz vergessen wird.“ So befand sich unter den Verwundeten in der Schlacht am Njemen ein breitschultriges kräftiges Mädchen aus Blato-Ust, das erst 16 Jahre alt war, und von dem niemand sich hätte träumen lassen, daß es etwas anderes sei als ein Mann. Aber nicht nur Knaben und Mädchen von 16 Jahren fechten in der Front mit, sondern auch Kinder von 10 und 11 Jahren. Da ist z. B. Stefan Krasschenka, ein 10jähriger Junge, der bei einer Batterie zum Holen von Geschossen angestellt war und während dreier Schlachten Granate auf Granate aus den Munitionskisten holte, ohne verwundet zu werden; dann Viktor Katschalow, ein 13jähriger, dem das Pferd unter dem Leib erschossen wurde und der in der Schlacht gegen die Oesterreicher bei Lemberg eine Wunde in den Schenkel bekam. Dann Constantim Ufow, ebenfalls 13 Jahre alt, der bei Augustow durch ein Schrapnell verwundet wurde. Aber den größten Ruhm unter all den mitkämpfenden Schülern Rußlands hat ein Knabe namens Orlow errungen, der aus der Stadtschule von Zhitomir in das Heer des Zaren eintrat. Der 12jährige Junge hat in 11 Schlachten mitgekämpft, soll wahre Heldentakte an Tapferkeit verrichtet haben und wurde vom Zaren mit dem St.-Georgs-Kreuz ausgezeichnet. Auch sonst nehmen die russischen Kinder regen Anteil an dem Krieg; jede Schule hat ein besonderes Lazarett eingerichtet, in dem jeder Schüler und jede Schülerin ihre Patienten hat. Daß das mehr Spielerei als Krankenpflege ist, wird ohne weiteres einleuchten. Graham erzählt dann noch eine lustige Geschichte, wie russische Kinder einmal unwissentlich den Deutschen eine falsche Auskunft gaben. Der polnische Name für eine bestimmte sehr verbreitete Pilzsorte ist „kozaki“, und das führte zu einem Mißverständnis. Eine Abteilung deutscher Dragoner, die auf einen russischen Wald zuritt, sah einige kleine Kinder, die Hand in Hand daraus hervorliefen. „Sind Kosaken dort in dem Walde?“ fragten die Deutschen. „Nein“, antworteten die Kinder, sie glaubten, man frage nach „kozaki“, „aber dort in dem Wald auf der anderen Seite, da gibt es tausend und abertausend.“ Die Deutschen stürzten hin und waren sehr erstaunt, keine Feinde zu sehen.

„Made in Germany.“

Deutsche Handelsware galt in England viel, blieb durch lange Jahre britischer Sehnsucht Ziel. Trumpf ist sie gewesen, jeder kaufte sie, stand darauf zu lesen: „Made in Germany.“

Ist nun wohl in Eile all ihr Ruhm verblaßt? Nein! Im Gegenteil: Er wuchs zehnfach fast! Dank dem deutschen Gotte. Wir sind stark wie nie! Ist doch uns're Flotte: „Made in Germany.“

Uns're Krupp-Kanonen schießen ganz famos; Uns're blauen Bohnen gehn von selber los. Uns're Fußvolks Masse, uns're Kavallerie: Alles erster Klasse: „Made in Germany.“

Wie ein Donnergewitter rast die deutsche Mut. Falscher Britenwetter, sei auf deiner Hut! Der verrat'nen Liebe folgen bald — — und wie! Hageldichte Liebe: „Made in Germany.“

(New Yorker Staatszeitung vom 3. Oktober 1914.)